

Der Denker und Theologe Johann Peter Hebel eurasisch betrachtet

Ursula Speckamp

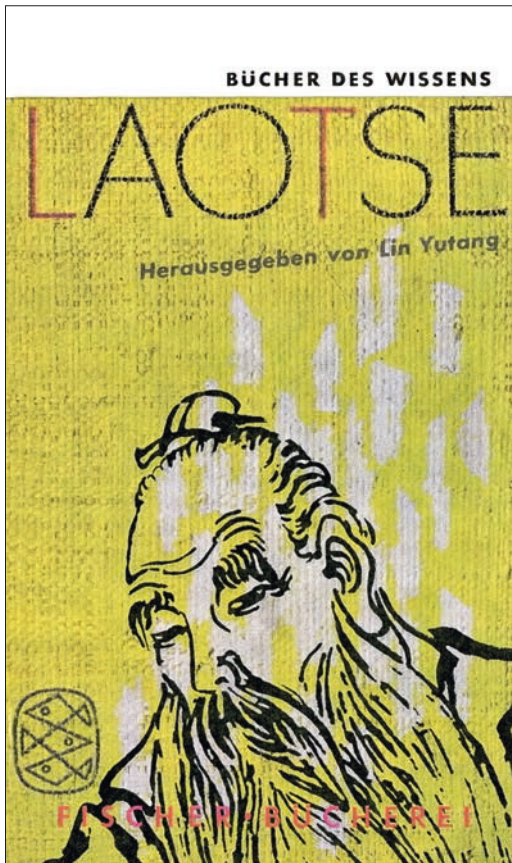
Hebels Werk fordert Einstellungen, Haltungen, Handlungen, die Anteil nehmen an frühem Eurasien durchdringenden Denken, das dann im daoistischen und konfuzianischen Denken Chinas schriftlich erscheint. Das vom Daoismus reflektierte Verhältnis Mensch – außermenschliche Natur, in dem sich der Mensch zurücknimmt, die für den Konfuzianismus zentrale Bedeutung von Erziehung und Selbsterziehung, die besonders in gewissenhafter Arbeit und in Mitmenschlichkeit, vergangene und zukünftige Geschlechter einbeziehend, zutage treten, finden sich später in ähnlicher Weise beim deutschen Bildungshumanismus, unter anderem bei Hebel.

Einleitung

Das Thema, das die Verfasserin anspricht, ist der Rezeption des Denkens von Hebel im Eurasien östlich Deutschlands inhärent. Von der deutschen Hebel-Betrachtung jedoch wurde das Thema bisher kaum aufgegriffen (Ausnahmen siehe Anmerkung 1/2/3). Das muss nicht erstaunen, denn man erkannte lange Zeit noch nicht einmal den eurasischen Zusammenhang von Papier und Buchdruck. Inzwischen wissen wir, dass Chinesen bereits im 2. Jh. v. Chr. Papier erzeugten, dass sie im 8. Jh. den Buchdruck als Blockdruck erfanden und im 11. Jh. den Druck mit beweglichen Lettern (Bi Sheng). Das geistig Verbindende in Eurasien reicht sehr viel weiter zurück.

Deutsche Indologen und Philosophen haben als erste die Verbindung Westasiens und

Deutschlands mit dem indischen Denken aufgewiesen. Besonders zu nennen sind die Brüder Schlegel, Schopenhauer sowie Friedrich Max Müller, nach dem die deutschen Goethe-Institute Indiens benannt sind. Der wissenschaftliche Nachweis der Verbindung des chinesischen Denkens mit dem deutschen Denken ist dem Schweizer in Freiburg i. Br. lehrenden Sinologen Harro von Senger und der Zusammenarbeit der Denker Lutz Geldsetzer / Hong Handing zu verdanken. Das wurde sozialwissenschaftlich zu dem Begriff »Polyphone Weltkultur« verbunden in Erweiterung des Begriffs »Achsenzeit« von Karl Jaspers durch den Freiburger Soziologen Franz Filser. Werke Hebels wurden bereits in der ersten Hälfte des 19. Jahrhunderts in Russland rezipiert.¹ Einige Jahrzehnte später geschah dies auch in Japan, wie



Laotse. Herausgegeben von Lin Yutang,
Bücher des Wissens, Fischer Bücherei, 1955

Fumihiko Yokawa in der »Badischen Heimat« 1985 auflistet.² Wir stellen nun die Frage: Was am Werk Hebels vermag Menschen anderer eurasischer Kulturen anzusprechen? Bei der Beantwortung dieser Frage erweist sich, wie wir sehen werden, dass bei Hebel etwas von einem Denken zu entdecken ist, das Eurasien durchdringt, das in China bei Daoismus und Konfuzianismus aufscheint, aber noch älter ist. Gedanklich tiefgreifend dazu ist der Festvortrag des Japaners Yasumitsu Kinoshita beim »Schatzkästlein« 1992 »Johann Peter Hebel in der östlichen und postmodernen Sicht.«³

I. Hebel: Leben und Denken⁴

Die Kindheit und einen Teil der Jugend verlebte der 1760 geborene Johann Peter Hebel teils im kleinbäuerlich-handwerklich geprägten markgräfllich-badischen Hausen im Schwarzwälder Wiesental, teils in Basel. Hebels Mutter entstammte einer Hausener Bauernfamilie, der Vater – gelernter Weber – kam aus Simmern im Hunsrück, wo die Familie seit Generationen das Weberhandwerk ausübte. Kennengelernt hatten sich die Eltern im Haus der großbürgerlichen Basler Familie Iselin-Ryhiner, wo sie als Bedienstete arbeiteten. Basel war *die* Stadt für das Wiesental. Was der Bauer selber nicht brauchte, wurde nach Basel zum Verkauf gebracht; was der Bauer von woanders her benötigte, kaufte er meist in Basel.

Schon 1761 verstarb der Vater Hebels. Die Mutter, die sich und den Sohn nun allein durchbringen musste, lebte einen Teil des Jahres in Hausen, die Sommermonate über war sie nach wie vor »in Stellung« bei Iselin-Ryhiners in Basel. Johann Peter war jeweils bei ihr. Er besuchte die Schule in Hausen bzw. im nahegelegenen Schopfheim und in Basel. So war er Wiesentäler Dorfkind und Basler Stadtkind zugleich.

Hebel wuchs im Glauben der Mutter auf, dem evangelisch-lutherischen Bekenntnis der markgräfllich-badischen Lande. Die Mutter war eine fleißige, umsichtige, fromme Frau, die, wie der Hausener Pfarrer in seinen Unterlagen vermerkte, ihr Kind gut erzog. An der Lateinschule in Schopfheim genoss Hebel mehrere Jahre lang den Unterricht dieses Geistlichen, bevor er – seit 1773 Vollwaise – 14-jährig an das Karlsruher Gymnasium wechselte. Hier hielt ein anderer Geistlicher, Hofdiakonus Preuschen, seine schützende Hand über ihn. Bei Preuschen konnte Hebel

auch wohnen. Es war vorgesehen – und wohl ganz im Sinne der Mutter –, dass Johann Peter Theologie studieren und Pfarrer werden sollte. Nach viersemestrigem Theologiestudium in Erlangen und einer Abschlussprüfung in Karlsruhe war Hebel vor allem als Lehrer, ab und an als Prediger in Sonntagsgottesdiensten tätig; zunächst als Hauslehrer bei einer Pfarrersfamilie unweit Lörrach, von 1783–91 am Pädagogium in Lörrach, ab Ende 1791–1824 am Karlsruher Gymnasium, dessen Leitung er von 1808–1814 innehatte. 1814 wurde Hebel in die evangelische Ministerialsektion berufen, 1819 zum Prälaten ernannt. Damit hatte er qua Amt, gleich seinem katholischen Kollegen Ignaz Heinrich von Wessenberg, Bistumsverweser in Konstanz, Sitz und Stimme in der Ersten Kammer des Badischen Landtags. Unter Hebel wurde 1821 die reformierte und lutherische Konfession im badischen Unter- und Oberland in die Evangelische Landeskirche Baden zusammengeführt.

Zur Lebenszeit Hebels erreichten deutsche Literatur und Philosophie einen Höhepunkt: Auf den Werken von Dichtern wie Gellert, Hagedorn, Lessing, Klopstock und anderen, von Denkern wie Leibniz und Wolff fußend bildeten sich die deutsche Klassik und der deutsche Idealismus heraus. Goethe und Schiller, Kant, Herder, Fichte, Hegel, Wilhelm von Humboldt schufen ihre Hauptwerke zwischen 1760 und 1830. Die weltkulturell bedeutsamste geistige Hervorbringung dieser Epoche ist ihr Bildungshumanismus.⁵ Auch Hebel gehört zu seinen Vertretern. Dessen Kern ist das Ideal der allseitig entwickelten harmonischen Persönlichkeit.

Exemplarisch für den deutschen Bildungshumanismus sollen die in unserem Zusammenhang wichtigsten Gedanken des evangelischen Theologen und Philosophen Johann

Gottfried Herder (1744–1803) stehen, von dessen Werken sich etliche in Hebels Bibliothek befanden und aus denen er schöpfte: Die Geschichte der Erde und der Lebewesen besteht aus einer Reihe aufsteigender Formen bis hin zum Menschen. Die Geschichte der Völker schreitet voran. Der menschheitliche Fortschritt verläuft nicht geradlinig. Die Aufwärtsbewegung ist ein langer, komplizierter Prozess. Der »Zweck unseres jetzigen Daseins« ist »auf Bildung der Humanität gerichtet«.⁶ »Alle sinnlichen Triebe, in denen wir wie die Tiere der irdischen Haushaltung dienen, haben ihr Werk vollbracht; sie sollten bei dem Menschen die Veranlassung edlerer Gesinnungen und Bemühungen werden, und damit ist ihr Werk vollendet.«⁷ Zur Humanität gehören nach Herder Friedlichkeit; Fähigkeit des Mitgefühls; Schönheit als Form der inneren Vollkommenheit; Religion, begriffen als Verstandesübung und Übung des menschlichen Herzens.

Das Ideal der allseitig entwickelten, harmonischen Persönlichkeit geht aus von der Verschiedenheit der Individuen. Es beinhaltet die Herausbildung der individuellen Anlagen und Fähigkeiten. Das heißt nicht, dass jeder alles kann und tut – das würde zur Zersplitterung führen. Zugleich darf die Arbeitsteilung entwickelter Gesellschaften nicht zur Vereinseitigung führen. Harmonie zielt auf Begrenzung, Rundung des Individuums. Hebel war, wie etliche Theologen Deutschlands seiner Zeit, katholische und evangelische – siehe Herder –, kein Dogmatiker. Nach Auffassung dieser Theologen sollte die christliche Lehre soweit wie möglich mit der Vernunft in Übereinstimmung gebracht werden. Ferner kam es darauf an, dass die christliche Lehre zur Sittlichkeit anleitete und zu einem auf Vervollkommnung ausgerichteten Leben anhielt.

Da Hebel als Lehrer eine Vielzahl von Fächern, u. a. Mathematik und naturkundliche Stoffe zu unterrichten hatte, musste er sich mit den einschlägigen Wissensgebieten beschäftigen – was seinen weitgespannten Interessen entgegenkam. Das belegen die »Excerpthefte« Hebels⁸, ebenso seine Bibliothek⁹. In den »Excerptheften«, die von 1780–1803 reichen, notierte Hebel ihm wichtig oder »merkwürdig« erscheinende Inhalte aus Büchern und Zeitschriften – Theologisches, Philosophisches, Historisch-Geographisches, Pädagogisches, aus Dichtung und aus Sprache und Sprachkundliches betreffenden Werken. Die Bibliothek gliederte sich entsprechend diesen Bereichen.



Lao Tse, Tao Te King. Herausgeber: Werner Zimmermann, Verlag Fankhauser, 1949

II. Daoistisches bei Hebel

Stichworte zum Daoismus¹⁰

Laozi (6./5. Jh. v. Chr.) hat die Lehre vom *dao* in dem Werk *Daodejing* (= Buch vom Weg und von der Urtugend) klassisch formuliert.¹¹ Am Anfang ist nach daoistischer Lehre das Nichtseiende. Aus ihm geht das Seiende als Urchaos hervor. Die in diesem sich kristallisierende Ordnung heißt *dao*. Sie qualifiziert sich in großen und kleinen Ordnungsgefügen, vom *dao* des Kosmos über das *dao* der Leben ermöglichenden Biosphäre bis hin zum *dao* der Lebewesen, von denen jedes das ihm jeweils arteigentümliche und – bei höher entwickelten Wesen – ein individuelles *dao* hat, so auch der Mensch.

Laozi zufolge hat der Mensch nach dem Ende des ursprünglichen Ackerbaus wie er in der Jungsteinzeit bestand und mit dem Beginn der Metallzeit *dao* und *de*, den rechten Weg und die Urtugend verloren (in China ca. 3000 v. Chr.). Staat, Zivilisation und auf den eigenen Vorteil bedachtes Denken kamen auf. Die Einbindung des Menschen in die außermenschliche Natur der Biosphäre, das Leben im Einklang mit sich selbst und miteinander wurde zerstört. Seither befinden sich die Menschen in Verwirrung, im Zustand der Entfremdung. Der Daoismus strebt danach, die einst bestehende Harmonie der Menschen mit sich, untereinander und mit der Biosphäre wiederzugewinnen durch Rückkehr zum *dao*, zum Maß. Das heißt ursprünglicher Ackerbau, einfaches Leben, sanftes Handeln (*wu wei*) aus der Kraft der Urtugend *de*.

1. »Belchismus«

Hebels Werk durchzieht das Wissen um die Einbindung des Menschen in die außer-

menschliche Natur. In der frühen Hymne »Ekstase« schafft sich dieses Wissen über-schwänglichen Ausdruck. 1792/93 entstanden (erst rund 150 Jahre später veröffentlicht) war sie für den kleinen Freundeskreis der »Proteuser« bestimmt, der scherzhaft-tiefsinnig dem griechischen Gott Proteus huldigte. In der griechischen Mythologie entzieht sich Proteus, gleich der geheimnisvollen Natur, den nach ihm greifenden Menschen und schlüpft beständig in eine andere Natur-gestalt. Diesem Gott begegnen die Freunde in dem mächtigen Berg Belchen, dem höchsten ihrer Heimat. Beim Ersteigen des Belchen haben sie ihn erlebt. Auf seiner Kuppe wird Hebel vom Geist des Proteus ergriffen: »Ha Er ist es! – Er umschwebt mich! Belchisches Gefühl belebt mich!«¹² In Schweigen und Fins-ternis allem Irdischen entrückt erlebt Hebel wie aus Proteus' Schoß »aufgährend die Ma-terie flos«.¹³

Im heimatlichen, spätestens für die Kelten heiligen Belchen, Ort und Auslöser der Ent-rückung, versammelt sich für den Proteuser-Hebel Natur. Aus ihr kommt er, aus ihr lebt er, gleich einem Daoisten ist er ihr innig ver-bunden.

Hierzu der Japaner Yasumitsu Kinoshita in seiner Hebelrede: »Für Hebel [...] war al-les Seiende wechselhaft [...], pendelt [...] zwi-schen Leben und Tod, Werden und Vergehen, wie es [...] der östlichen Weltanschauung ent-spricht.« Kinoshita weist darauf hin, dass und wie sich durch den Kapitalismus Subjekt und Objekt spalten, d. h. der gespaltene Mensch sieht die Natur hauptsächlich als Gegenstand der Ausbeutung. Folge dessen ist die Zerstö-rung der ursprünglichen Natur, wie sie Hebel noch erleben konnte. Hebel könne uns helfen, ist Kinoshita überzeugt, die Spaltung zu über-winden.¹⁴ – Berge werden in vielen Kulturen verehrt. Sie sind den Gottheiten, sind dem

Himmel näher. Dem Daoisten ermöglichen die Berge ein zurückgezogenes, naturnahes Leben, das der Kultivierung unverbildeten Menschseins dient.¹⁵

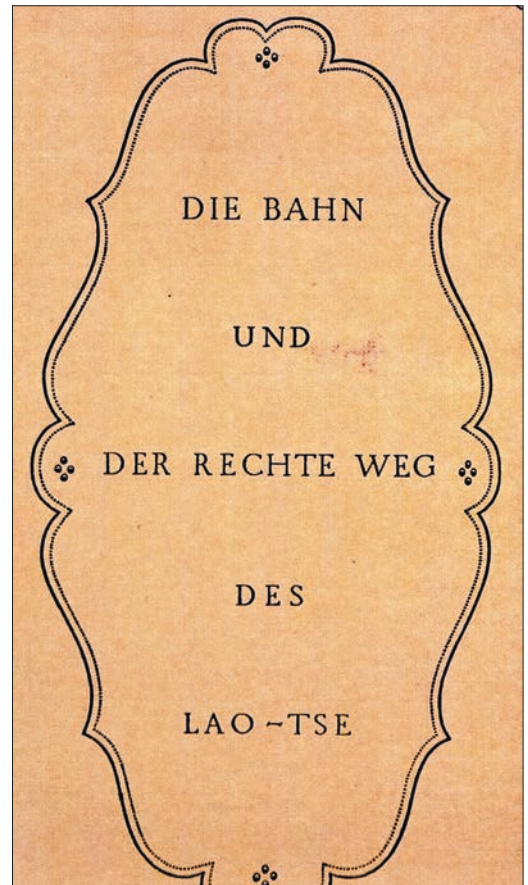
2. Die oberrheinische Kulturlandschaft des Ackerbaus und der Viehzucht

Im »Ackerbau erkennen wir die Grundlage al-ler bürgerlichen Geselligkeit und Ordnung«, leitet Hebel seinen Aufsatz »Der Ackerbau, eine vorzügliche Schule der Religiosität« ein.¹⁶ Die Erkenntnis, dass die Landwirt-schaft Grundlage menschlicher Kultur ist, rückt Hebel in die Nähe des Daoismus. Vor allem in den Alemannischen Gedichten ent-faltet Hebel das Bild einer Kulturlandschaft – Dörfer, Gärten, Äcker, Rebberge, Wälder –, wie sie bäuerliche Arbeit in der oberrhein-ischen Natur hervorgebracht hat. Das Flüsch-chen Wiese durchweilt in Hebels großer gleich-namiger Dichtung dieses reich gegliederte und sorgfältig bestellte Land, seine Weiden, Matten und Wälder vom Feldberg bis nach Basel und trägt seinen Teil bei zum Gedei-hen des vielfältigen Lebens. (II, 86 ff.) Maß-volles Einwirken auf die Natur überwindet sie nicht, sondern »erhöht« sie. Hebels Land-mann ist das Gegenteil von Faust, der in sei-ner gewalttätigen Kolonisationsarbeit das Meer zurückdrängen lässt. Doch das ist ein Scheinsieg, denn, wie Mephistopheles sagt: »Die Elemente sind mit uns verschworen / Und auf Vernichtung läuft 's hinaus.« (Faust II, 5. Akt) Natur ist bei Hebel nicht Objekt, das von Menschen als Auszunutzendes be-trachtet wird, sondern sie ist Gebende, die ihrerseits den Menschen »anblickt«.

Im Frühsommer, vor Sonnenaufgang, blickt der Morgenstern auf die schon um 4 Uhr früh tätigen Mäher, doch nicht nur auf sie: »Der

Mäher un der Morgenstern stöhn zytli (zeitig) uf un wache gern [...] Un d'Vögeli sinn au scho do.« (II, 12) Dann erklingt das Betzeitglöckli, das den Tag einläutet. Während der Morgenstern »nach Hause« eilt, steigt die Sonne hinter den Bergen auf, enthüllt sich mehr und mehr dem Betrachter; der ist hineingenommen in das Geschehen zwischen Naturhimmel und Erde: »Dört chunnt si scho, i ha's jo gsait, in ihrer stille Heerlichkeit! Si zündet ihri Strahlen a [...], un wo si fallen in Berg un Tal, se rüehrt si 's Leben überal.« (II, 13) Der Storch ist zu hören, viele Menschen beginnen ihr Tagewerk. (II, 13) Die mütterliche Frau Sonne bringt den ganzen Sommertag über Wärme, Wachstum, Gedeihen; alles Lebendige ist darin eingeschlossen. (II, 66) Sie ermöglicht Geben und Nehmen: Blumen hat sie ausstaffiert, Bienen und Käfern zu trinken gegeben, Samenköpfchen gesprengt, die Vögel mit Samen ernährt, den Kirschen rote Bäckli gemacht, Ähren und Reben wachsen und gedeihen lassen. (II, 66) Menschliches Tun hat sie gefördert, Wäsche gebleicht, Heu getrocknet. (II, 67) Nach fleißiger Arbeit ist die Sonne am Abend müde. Pflanzen, Tiere, Menschen wünscht sie: »Schloofet alli wohl!« (II, 69) Gleich der Sonne, die zur Tätigkeit beflügelt, hat auch der Abendstern eine Wirkung auf die Menschen – er besänftigt, »un isch me müed un het e Schmerz, mit stillem Fride füllt er 's Herz.« (II, 70) Nach der Sonne verschwindet auch der Abendstern. Die Menschen folgen: »Mer göhn jetzt au ins Bett.« (II, 68)

Den Schlafenden ist die Nachtstimmung, das nächtlich-geheimnisvolle Leben im Dorf verborgen, nicht so dem Nachtwächter. Ihm erschließt sie sich: »Wie still isch alles! Wie verborgen isch, was Lebe haißt, im Schooß der Mitternacht uf Strooß un Feld! Es tönt kai Menschetrift, es fährt kai Wagen uus der Ferni her.« (II, 80) Unterm Dach schleicht der Iltis,



Die Bahn und der rechte Weg des Lao - Tse.
Der chinesischen Urschrift nachgedacht von
Alexander Ular, Insel-Verlag, 1921

vom Kirchturm her zieht eine Eule in stillem Flug. (II, 80) »Un hangt denn nit im Gwülch (Gewölk) die große Nachtlaterne dört, der Moon? Still hangt si dört, un d'Sterne flimmere.« (II, 80)

Bäuerliches Tun fügt sich ein in den Rhythmus, den die Bewegung von Erde und Gestirnen vorgeben – Tag und Nacht, Woche und Monat, Wechsel der Jahreszeiten. Auf die Arbeitswoche folgt die Sonntagsruhe. Über stiller Festtagsfreude geht die Sonne auf: »Un 's isch so still un haimli do, men isch so rüeihig un so froh!« (II, 15) Das Gartenland erscheint

dem sonntäglich Schauenden in all seiner Pracht: »Me maint, me lueg ins Paredies!« (II, 15) Den Lauf des Jahres vom Frühjahr bis in den Herbst entfaltet Hebel in dem großen Gedicht »Das Habermus«. (II, 93 ff.) Menschlichen Fleiß und Werden und Gedeihen aus der Kraft der Pflanze, der Erde und des Himmels verschlingt Hebel zu einem kunstvollen Werk. Nach der Aussaat entwickelt sich das Haferkörnchen unter der Gunst der Witterung aus sich heraus und wächst heran. Im Herbst ist die Reihe wieder an den Menschen: Sie schneiden, dreschen, mahlen und zuletzt: »Mit faister (fetter) Milch vom junge, fleckige Chüehli [Kühlein]« bereitet die Mutter Habermus zu. (II, 96)

Die für sich lebende außermenschliche Natur besingt Hebel im »Liedlein vom Kirschbaum«. Im Wechsel der Jahreszeit bietet der Kirschbaum vielen Tieren Speise: Im Frühling treibt der Kirschbaum »viil tausig Blätter, grünen un frisch« – Nahrung für das aus dem Ei erwachte Würmlein. (II, 17) Dann kommen Blüten, in die das Bienlein sein trockenes Zünglein streckt und trinkt. (II, 18) Im Sommer ist der Spatz dran: »Der lieb Gott het zuem Summer gsait: ›Gang, deck im Spätzli au sy Tisch!« Kirschen erscheinen »rot un frisch«. (II, 18) Der Herbst räumt ab, alle haben jetzt gehabt. Die Blätter fallen zu Boden: »Un was vom Boden obsi chunnt, mueß au zuem Bode nidsi goh.« (II, 18) Später deckt der Winter mit Flocken zu »was übrig isch«. (II, 18)

3. Einfaches Leben

Das alemannische Gedicht »Die glückliche Frau« nennt als Grundlage einfachen Lebens ein »Güetli.« Das meint: ein kleines Haus mit Garten, Feld, Reben, Obstbäumen, eine Kuh

und eine Sau im Stall, »un im chlaine Hof regiere Hühner, Gäns un Schoof«. (II, 58) Wenn ihr Mann, der Fridli »müed un still« vom Acker heimkommt zum Abendessen, hat ihm die Frau eine kleine Mahlzeit appetitlich angerichtet: »Rain un frisch« steht ein guter Weißkäse mit Kümmel »uf em Tisch«; dazu ein Krüglein Wein. (II, 59) Die Stube »isch so haiter un so nett, as wenn 's e Engel zimmret hätt, un putzt, as wenn 's e Chilchli (Kirchlein) wär«. (II, 59) Bei Eis und Schnee, Regen und Sturm »isch's Stübli [...] warm un still«. (II, 59) Es ist notwendig und auch weise, die Bedürfnisse klein zu halten. Denn der Verwöhnte kann sich schwer in knappe Verhältnisse schicken, und die können schnell auftreten.¹⁷ Eines der »Marktweiber in der Stadt«, das auf dem Basler Markt seine Ware feilbietet, meint: Reich sind die Basler, »'s isch kai Froog«; sie haben »Flaisch un Fisch un Törtli un Makrone«. (II, 31) Trotzdem, das Leben auf dem Land ist schöner: »Früeih, wenn der Tag verwacht, was isch 's nit für e Pracht!« Da fasst man frischen Mut. (II, 30) »Mer bruuche ke Zuckerbrot.« (II, 31)

Auf dem Grund der Einfachheit beruht die Möglichkeit, auf das Wesentliche hin zu leben. Den Weg zur Einfachheit und Wesentlichkeit muss der dicke wohllebige Patient gehen, wenn er geheilt werden will.¹⁸ Das kluge Rezept eines entfernt wohnenden Arztes: Mäßige Lebensweise, z. B. zu Fuß gehen statt zu fahren, nur soviel essen, als »der Hunger ermahnt«. (I, 235) Diese Therapie ist ganzheitlich. Ihr Erfolg beginnt sich schon ab dem zweiten Morgen der im Frühling angetretenen Wanderung des Patienten zum Arzt zu zeigen: Dem Fußgänger erschließt sich die Natur, von Tag zu Tag wird sie ihm schöner. Die fremden Menschen, die ihm entgegen kommen, nimmt er wahr, statt an ihnen gleichgültig-blind vorbeizulaufen.

4. Sanft handeln

Da Pflanzen und Tiere ebenfalls leben wollen, muss sich der Mensch zurücknehmen, d. h. er darf nicht eingreifen, wenn es unnötig ist, er soll lebenserhaltend wirken, sanft handeln (*wu wei*, siehe oben unter »Stichworte zum Daoismus«). Der Landmann, heißt es in einem Kalenderbeitrag Hebels, klagt über Unkrautplage im Garten und auf dem Acker. (I, 344) Aber, erklärt Hebel: Der Mensch ist nicht allein auf der Erde. (I, 344) Auch die Tiere wollen sich nähren. Dabei sind uns »manche davon [...] unentbehrlich und wir wissens wohl, manche schaffen uns großen Nutzen, und wir wissens nicht«. (I, 344) Hebel fordert schonenden Umgang mit Pflanzen und Götter: »Ein guter und besonnener Mensch will doch lieber erhalten, als ohne Zweck und Not zerstören, lieber leben lassen als töten, wärs auch nur ein Tier im Staube.« (I, 368)

Jede Tiergattung, jede Tierart hat ihr besonderes *dao*, ihr Leben vollzieht sich nach der ihr eigentümlichen Gesetzmäßigkeit. Das zeigt Hebels Kalenderbeitrag »Die Eidechsen«. (I, 374 ff.) Dieser Beitrag enthält ähnliche Gedanken wie zwei der Lehrerzählungen des daoistischen Denkers Zhuangzi (370–300).¹⁹ Der verständige Mann, schreibt Hebel, bleibt im Frühjahr, wenn »überall in der mannigfaltigen Gestalt das frohe Leben hervorwimmelt und laut wird [...], einen Augenblick vor einer Eidechse stehen, betrachtet ihr grünes Gewand, wenn es schöner als Smaragd in der Sonne schimmert, bewundert ihre unnachahmliche Geschwindigkeit und sieht mit Vergnügen ihren unschuldigen Spielen zu. Dann geht er mit guten Gedanken seines Weges weiter.« (I, 374)

Die eine Lehrerzählung von Zhuangzi: »Dschuang Dsi ging einst mit Hui Dsi spazieren am Ufer eines Flusses. Dschuang Dsi

sprach: »Wie lustig die Forellen aus dem Wasser herauspringen! Das ist die Freude der Fische.« Hui Dsi sprach: »Ihr seid kein Fisch, wie wollt Ihr denn die Freude der Fische kennen?« Zhuangzis Antwort: »Ich erkenne die Freude der Fische aus meiner Freude beim Wandern am Fluß.«.²⁰ Dass er ein Lebewesen ist wie die Eidechse – das insofern gleiche *dao* hat – verbindet Hebels Spaziergänger mit dieser; aus seiner Frühlingfreude heraus erkennt er ihre Freude. Ähnlich erlebt es Zhuangzi bei den Fischen.

In welcher Wiese das Tier eines bestimmten Lebensraumes bedarf, zeigt Hebel eindrücklich an der im Brunnen lebenden Eidechse. »Solch ein Tierlein in seiner verschlossenen Brunnenstube hat ein geheimliches Leben und Wesen, sieht nie die Sonne auf- und untergehen [...], weiß nicht, obs noch mehr solche Brunnenstuben in der Welt gibt oder ob die seinige die einzige ist, und ist doch in seinem nassen Elemente des Lebens froh und hat keine Klage und keine Langeweile.« (I, 375)

In »Der Brunnenfrosch«, der zweiten Lehrerzählung von Zhuangzi, preist ein Brunnenfrosch vor einer Meeresschildkröte seine Lebensverhältnisse im Brunnen.²¹ Die Schildkröte, angelockt, muss aber erfahren, dass der Brunnen nichts für sie ist. Nun berichtet sie dem Brunnenfrosch von ihrem Lebenselement, dem Meer. »Als der Frosch vom alten Brunnen das hörte, da erschrak er sehr.«²² Der Mensch muss begreifen – so Zhuangzi, so Hebel –, dass jedes Lebewesen nur in seinem »Element«, hier ist es jedesmal ein Brunnen, »froh« sein kann.

III. Konfuzianisches bei Hebel

Stichworte zum Konfuzianismus²³

Die Quellen des Konfuzianismus sind zunächst die von Kong Fuzi (551–479 v. Chr.)

redigierten, teilweise bis in den Beginn des 3. Jahrtausend v. Chr. zurückreichenden »Fünf Klassiker«. Der spätere Konfuzianismus – darunter der Denker Mengzi (372–289 v. Chr.) – bezieht sich auf vier weitere Bücher, darunter das *Lunyu* (= Gespräche des Konfuzius). Früh wurde in China erfasst, dass nach dem Zerfall des menschlichen Körpers etwas übrig bleiben muss, das nicht mit ihm zusammen vergeht. Dieses wurde als Hauchseele (*hun*) bezeichnet. Die Versammlung der abgeschiedenen Hauchseelen ist der (Ahnen-) Himmel. Lebende und Abgeschiedene sind in der Sip-penggemeinschaft vereint. Aus der Verehrung der Ahnen, ihrer geschichtlich akkumulierten Tätigkeit entsteht *li*, das Ordnungsprinzip des (Ahnen-) Himmels, das in die Sphäre der lebenden Menschen eintritt: Tradition, Kulturerbe, Sittlichkeit.

Die das *li* definierenden Begriffe sind: entwickelter Mensch, gebildeter Mensch; Mitmenschlichkeit, Humanität, Güte; Pflicht, Rechtschaffenheit; Treue; Ehrfurcht, Dankbarkeit; Wissen. Die Inhalte dieser Begriffe konstituieren die zweite Natur des Menschen, die ein Element der Hochkultur und besonders der entwickelten Hochkultur ist.

1. Entwickelte Arbeit: Wissen, Fleiß, Sorgfalt

Für Hebel gehört zum Menschsein gut verteilte Arbeit. Sie ist nur zu erreichen aufgrund des Erwerbes von Wissen und von Fertigkeiten, durch Pflichterfüllung und Fleiß, Sorgfalt und Gewissenhaftigkeit. Hebel versteht sein Tätigsein auch als Beitrag dazu, das allgemeine und berufsspezifische Wissen der Landbevölkerung zu erweitern. So sind Kalenderbeiträge aus dem Bereich der Naturkunde, der Geschichte und zeitnaher politi-

scher Ereignisse entstanden. Im Hinblick auf die Gestirne spricht Hebel den Leser an mit »Guter Freund, das ist nicht löblich, dass man so etwas alle Tage sieht, und fragt nie, was es bedeutet.« (I, 287) Der angemahnte Fleiß ist zunächst beim Lernen nötig, denn: Was der Mensch »zur Geschicklichkeit bringen soll, das muß er mit vieler Zeit und Mühe lernen.« (I, 359)

Ein Vorbild für Lerneifer, zielgerichteten Erkenntniswillen und Fähigkeitenerwerb ist Hebel zufolge der Schweizer Jakob Humbel. Der »kann jedem seinesgleichen zu einem lehrreichen und aufmunternden Beispiel dienen, wie ein junger Mensch, dem es Ernst ist, etwas Nützliches zu lernen und etwas Rechtes zu werden, trotz aller Hindernisse am Ende seinen Zweck durch eigenen Fleiß und Gottes Hilfe erreichen kann.« (I, 404) Jakob Humbel hatte den sehnlichen Wunsch, Tierarzt zu werden. Nach vielen Mühen, immer sein Ziel vor Augen, gelangte Humbel endlich nach Karlsruhe an die »öffentliche Anstalt zum Unterricht in der Tierarzneykunst.« (I, 406) Hier war er »in seinem rechten Element, an der reichen Quelle, wo er seinen lang gehaltenen Durst nach Wissenschaft befriedigen konnte.« (I, 406) Nach 20 Monaten kehrte er in die Schweiz zurück und legte bei der Prüfung vor dem Sanitätsrat des Kantons Aargau »die weitläufigsten und gründlichsten Kenntnisse an den Tag« und ist jetzt einer der geschicktesten und angesehensten Tierärzte der ganzen Schweiz. (I, 406 f.) Auf Jakob Humbel passt der Satz aus dem *Lunyu*, den Gesprächen des Konfuzius: »Wem täglich bewußt ist, was er noch alles lernen muß, und wer darüber hinaus monatlich sich prüft, um nicht zu vergessen, was er bereits kann, von dem kann man sagen, daß er das Lernen liebt.«²⁴

Fleiß ist ferner Voraussetzung für den ehrlichen Erwerb des Lebensunterhalts: »Im

Morgerot mit Pflueg und Charst [zweizinkige Hacke] dur's Waizefeld, bis Stern un Stern am Himmel stoht.« (II, 84) Das ist der Weg zum vollen Mehlfass. (II, 84) Fleiß muss mit Stetigkeit gepaar sein: »Me hackt, solang der Tag aim hilft, me luegt nit um un blybt nit stoh.« (II, 84) Entsprechend dem Sprichwort »Rom ist nicht an einem Tage erbaut worden« sagt Hebel: Viele fleißige Hände haben »viele Tage lang vom frühen Morgen bis zum späten Abend unverdrossen daran gearbeitet«. (I, 400)

Jeder muss auf seinem Gebiet Qualität hervorbringen: »Gesetzt [...], du lernst ein Handwerk oder wirst ein Schreiber oder ein Pfarrer, oder es kommt einmal an dich, statt deines Vaters Kalender zu drucken, so sollst du dich ebenfalls bemühen, all deinem Werk und Tun das Siegel der Vollkommenheit zu geben, daß zuletzt kein anderer Mensch mehr das nämliche in seiner Art so gut machen kann als du. Du mußt nicht einen Jahrgang schön drucken, den andern schlecht; du mußt nicht an einem Sonntag gut predigen, am anderen obenweg aus dem Ärmel. [...] Dem Menschen kann keine reinere Freude werden als die Vollkommenheit seiner Werke, wenn jedermann gestehn und bekennen muß und er selber sagen oder denken kann, sie sind recht.« (I, 361)

2. Erziehung ■

Der heranwachsende Mensch wird zunächst in der Familie erzogen, vorab durch die Eltern, später kommt Erziehung durch andere dazu, bevor die Selbsterziehung einsetzt. Vor allem durch das gute Vorbild der Eltern werden die Kinder erzogen: »Die Kinder lernens von den Eltern; sie sehens und hörens nicht anders und folgen dem Beispiel.« (I, 245) In diesem Sinne beispielgebend verfährt jener Tagelöh-

ner, der von sich berichtet: »Ich teile meinen Verdienst mit meinen alten Eltern, die nicht mehr arbeiten können, und mit meinen Kindern, die es erst lernen müssen; jenen vergelte ich die Liebe, die sie mir in meiner Kindheit erwiesen haben, und von diesen hoffe ich, daß sie mich einst in meinem müden Alter auch nicht verlassen werden.«²⁵

Zum elterlichen Vorbild treten Ermahnung und Belehrung. Wenn Eltern anschaulich erklären oder erzählen, haften die Lehren umso besser. So etwa der Vater in »Die Vergänglichkeit« oder die Mutter in »Das Habermus«. Vater und Mutter helfen dem Kind, die Welt zu erschließen und zu verstehen. Damit das Kind gerät, müssen die Eltern ferner Sorgfalt und Konsequenz walten lassen, müssen es auch einführen in das, »was an der Zeit ist«. »Ein leichtgläubiger und unerfahrener Mann, zwar ein Gelehrter, aber eben deswegen, hatte ein braunes Rößlein und einen lustigen Sohn. Aber um den Sohn und um die Haushaltung bekümmerte er sich weniger als um seine chaldäischen Bücher.« (I, 139) Entsprechend missrät der Sohn. Anders diese Mutter: Wenn das Bübli einmal meint, es sei der Herr im Haus, dann muss die Mutter nur den Finger heben und auf die Rute zeigen: »Un 's Buebli folgt un wird e brave Chnab«. (II, 56) Am Weihnachtsabend ist in der verlotterten Familie kein Christbaum, wohl ist er aber dort – wenn auch sehr bescheiden geschmückt –, wo zwar Armut, doch Ordnung herrscht und Kultur vermittelt wird. (II, 56)

Wie man auch in reiferem Alter noch durch andere erzogen werden kann, wenn man die Lehre beherzigt und an sich arbeitet, zeigt »Das Mittagessen im Hof«: Einem launischen Mann, dem sein Bedienter oft nichts recht machen konnte, werden die Augen über sich geöffnet, als jener eben das tut, was er selbst gerade getan hat: Er wirft der vom Herrn zornig in den Hof



Lao-tse Führung und Kraft aus der Ewigkeit

Das »Tao-te-king« in der Übertragung
von Erwin Rousselle
insel taschenbuch

Lao-tse, Führung und Kraft aus der Ewigkeit.
Übertragung von Erwin Rousselle,
insel taschenbuch, 1985

geschleuderten Suppenschüssel Fleisch, Brot, Wein und das Tisch Tuch mit allem, was noch darauf ist, hinterher. Der darob aufbrausende Herr erhält »ganz kalt und ruhig« zur Antwort: »Ich glaubte nicht anders, als Sie wollten heute in dem Hofe speisen. Die Luft ist so heiter, der Himmel so blau.« (I, 23 f.) Der Herr kommt zur Besinnung. »Diesmal die Suppe hinabgeworfen und nimmer! Der Herr erkannte seinen Fehler, heiterte sich im Anblick des schönen Frühlingshimmels auf, lächelte heimlich über den schnellen Einfall seines Aufwärters und dankte ihm im Herzen für die gute Lehre.« (I, 24)

Wie der chinesische Konfuzianismus geht der deutsche Bildungshumanist Hebel da-

von aus, dass der Mensch von Natur aus gut ist, doch muss dieses Gute gepflegt werden – durch Erziehung zunächst, Selbsterziehung später. Wer den Kuhberg heute kahl sieht, könnte meinen, das sei seine Natur, schreibt der Konfuzianer Mengzi.²⁶ Irrtum! Dort standen einst Wälder, doch die Menschen einer nahen Großstadt fällten die Bäume. Der Boden brachte neue Triebe und Sprossen hervor, aber Rinder und Schafe fraßen sie weg. Ebenso ist es mit dem Menschen: Wird seine gute Natur nicht gehegt, wird er »kahl«. Hebel: »Ist denn er Mensch deswegen so schlimm und so schlecht, weil die bösen Neigungen zuerst in seinem Herzen erwachen und das Gute nur durch Erziehung und Unterricht bei ihm anschlägt?« (I, 396) Nein! Der beste Ackerboden trägt Gras, Unkraut, Weizen aus eigener Kraft, doch muss er gewartet und gepflegt werden. Dann steigt »im Morgentau und Abendregen [...] eine fröhliche Saat empor.« (I, 396)

3. Mitmenschlichkeit, Güte

Mit Erziehung und Selbsterziehung ist Mitmenschlichkeit und Güte eng verbunden, denn sie sind entscheidende Erziehungsziele. »Menschenliebe ist die natürliche Gesinnung des Menschen«, lehrte der Konfuzianer Mengzi²⁷ und: »Jeder Mensch hat ein Herz, das anderer Leiden nicht mit ansehen kann.«²⁸ Diese »natürliche Gesinnung«, die, damit sie erhalten bleibt, kultiviert werden muss, führt Hebel in vielen Beispielen vor Augen. Sie bewährt sich zunächst im Umgang miteinander in Familie, Nachbarschaft, Gemeinde, schließlich gegenüber Hilfebedürftigen und Notleidenden, die in jenen Zeiten der napoleonischen Kriege besonders zahlreich waren.

Der Ehemann, der das Wirtshaussitzen bis in die tiefe Nacht hinein liebt, wird von sei-

ner Frau »mit Liebe und Sanftmut gebessert«. (I, 243) Oft genug bedarf es einiger Überlegung und Erfindungsgabe, um ein gedeihliches Miteinander zu ermöglichen. Der Nachbar, der durch die frühmorgendlichen Rufe der Wachtel des Nachbarn im Schlaf gestört ist, kauft schließlich – denn Reden und Bitten helfen nicht – jenem die Wachtel ab und hält sie bei sich. Nun wird der vormalige Wachtelbesitzer durch die Wachtelrufe aus dem Schlaf gerissen und beschwert sich, will sie zurückkaufen. »Freund«, erwiderte ihm hierauf der Nachbar, »vor Euer Fenster kommt die Wachtel nimmermehr, aber gebt Ihr mir meine zwei Gulden wieder, so laß ich sie fliegen.« Der Nachbar dachte bei sich: »Wohlfeiler kann ich sie nicht loswerden als für sein eigenes Geld.« Also gab er ihm die zwei Gulden wieder, und die Wachtel flog.« (I, 34)

Armut und Not: Die Bäuerin, die es erübrigen kann, sagt im kalten Januar zu ihrem Kind: »Gang, bring der arme Fischer-Liis e Säckli Mehl, e Hemdli wyß«; nimm auch einiges Anfeuerholz und sag, sie soll zu uns kommen und Waihe (Fastenspeise) holen, wenn ich backe, (II, 29; vgl. II, 36) Leute, die nicht Geld noch Gut haben, bitten selber »um einen Zehrfennig« und nehmen sich trotzdem um andere an, wie ein Handwerksbursche, der beim Zehrfennigbitten auf eine mittellose kranke Witwe trifft: da sammelt er für sie Brot, kleine Geldstücke und bringt ihr das. (I, 247 f.) Mitten im Winter bleibt von umherziehenden Bettlern in St. Märgen ein Mädchen zurück bei einem Tagelöhner. Der behält es bei sich, so schwer es ihn auch ankommt, noch ein Kind »mehr zu füttern«. (I, 247) Durch Vermittlung des Pfarrers nimmt dann ein wohlhabendes Ehepaar das Mädchen zu den eigenen Kindern auf. (I, 247)²⁹ Ein Vorbild an Güte ist der in Russland wohlhabend gewordene und angesehene

»Schneider in Pensa«, Franz Anton Egetmaier, gebürtig aus Bretten. Hat einer »auf dreißig Stunden Weges [...] ein Unglück oder einen Schmerz, so vertraut er sich dem Schneider von Pensa an, er findet bei ihm, was ihm fehlt, Trost, Rat, Hilfe, ein Herz und ein Auge voll Liebe, Obdach, Tisch und Bett«. (I, 257) Zur Zeit des napoleonischen Russlandfeldzuges gilt seine Hilfe besonders kriegsgefangenen Badnern (I, 257 ff.).

4. Verbindung mit den Ahnen

Die Familie hält die Verbindung zu den vergangenen Geschlechtern, sie lebt aus dem Guten, das jene hinterlassen haben und überliefert es an die nächste Generation. Das Kind Agatha wird an der Totenbahre des Paten darüber belehrt, in welcher Weise es des Verstorbenen gedenken soll. Verstand, Wille, Taten sind dabei gefordert. »De hesch e brave Götti [Pate] gha. Gang, Agetli, un halt di wohl! Dy Stündli schlacht der au nemool.« (II, 61) Auf dem Friedhof, dem Kirchhof des Dorfes wird der Verstorbenen gedacht. Das neue Jahr entbietet seine Morgengrüße den Lebenden wie den Toten des Dorfes (II, 9 f.). Von den jetzt Lebenden werden bald einige auf dem Kirchhof ruhen: »Sinn echt no leeri Plätzli do? 's cha sii, me bruucht e paar dervo.« (II, 10) Dem »Wächter in der Mitternacht«, der seinen Gang durchs nächtliche Dorf und über den Kirchhof macht, sind die Verstorbenen anwesend, was das Dorf ist, verdankt sich den Lebenden und den Dahingegangenen. »Es isch mer [...], as wenn die Toten in der Mitternacht uus ire Gräbere giengen un im Dorf e wenig luegten, öb no alles isch wie almig [einst].« (II, 81) »König Friedrich und sein Nachbar« erzählt von einem Müller, der seine den König störende Mühle diesem nicht verkauft: »Sie ist

mir nicht feil. Wie ich darin geboren bin [...], so will ich darin sterben, und wie sie mir von meinen Vätern erhalten worden ist, so sollen sie meine Nachkommen von mir erhalten und auf ihr den Segen ihrer Vorfahren ererben.« (I, 19) Wie sich zeigt, findet sich das Bewusstsein der in der Geschichte gegründeten Kultur und Sittlichkeit, das Bewusstsein von der Bedeutung der Ahnen beim Konfuzianismus wie bei Hebel.

Anmerkungen:

- 1 Hans Leopold Zollner, Greif & Zarenadler, Karlsruhe 1981. Siehe auch: Ursula Speckamp, Badische Schriftsteller und Denker über Russland und russisches Denken, in: Badische Heimat 1/2012, S. 65 ff.
- 2 Fumihiko Yokawa, Hebel in Japan, Badische Heimat 1/1985, S. 273–275. Die Veröffentlichung des Aufsatzes von Yokawa ist ein beachtenswertes Verdienst des Landesvereins Badische Heimat.
- 3 Yasumitsu Kinoshita, Johann Peter Hebel in der östlichen und postmodernen Sicht. Festvortrag gehalten beim »Schatzkästlein« in Lörrach am 16. Mai 1992. Schriftenreihe des Hebelbundes Sitz Lörrach Nr. 39.
- 4 Zum Leben vor allem: Wilhelm Zentner, Johann Peter Hebel, Karlsruhe 1965.
- 5 Dazu: Franz Filser, Polyphone Weltkultur und harmonische Weltgesellschaft aus entwickelter Arbeit und ethischer Progression, Freiburg i. Br. 2013, S. 138–153.
- 6 Johann Gottfried Herder, Ideen zur Philosophie der Geschichte der Menschheit, Wiesbaden o. J., S. 143.
- 7 Ebd., S. 144.
- 8 Anleitung zum Selberdenken. Johann Peter Hebel »Excerpthefte«. Hrsg. Von H. Schmidt-Bergmann / J. Hiller von Gaertringen, Karlsruhe 2010.
- 9 Hansgeorg Schmidt-Bergmann (Hrsg.), Johann Peter Hebel in Karlsruhe, Karlsruhe 1999, S. 50–64.
- 10 Zusammenfassend hierzu: Franz Filser, Die kriminalitätsvermindernde Perspektive der Menschheitswerte. Schriftenreihe der Pädagogischen Hochschule Freiburg, Bd. 9, S. 37–49
- 11 Laudse (Laozi), Daudedsching (Daodejing), München 1985. In Klammern ist die inzwischen gebräuchliche Pinyin-Umschrift angegeben.
- 12 Hans-Gerhart Oeftering, Naturgefühl und -gestaltung bei den alemannischen Dichtern von Beat L. Muralt bis Jeremias Gotthelf, Berlin 1940, darin besonders S. 144–173. S. 145–157 enthalten den Text von »Extase«. Zitat: S. 146.
- 13 Ebd., S. 145.
- 14 Siehe Anm. 3, S. 3, vgl. auch S. 5.
- 15 Du Fu (712–770), Blick auf den heiligen Berg, in: Der seidene Fächer. Klassische Gedichte aus China, München 2009, S. 113.
- 16 Johann Peter Hebel Werke, hrsg. von Eberhard Meckel, 2 Bände, Frankfurt 1968, Erster Band, S. 473. Im folgenden werden die Zitate im laufenden Text nachgewiesen: I = Erster Band, II = Zweiter Band, dann Angabe der Seitenzahl.
- 17 Vgl. »Der Winter«, II, 27; »Der Sperling am Fenster«, II, 25 f.
- 18 »Der geheilte Patient«, I, 232 ff.
- 19 Dschuang Dsi (Zhuangzi), Das wahre Buch vom südlichen Blütenland, München 1988.
- 20 Ebd., S. 192.
- 21 Ebd., S. 189.
- 22 Ebd.
- 23 Zusammenfassend: Filser, Menschheitswerte, S. 49–64.
- 24 Konfuzius, Gespräche (Lunyu), Reclam 1998, S. 125 (XIX. 5).
- 25 Vgl. »Franziska«, I, 273 ff.
- 26 Mong Dsi (Mengzi), Die Lehrgespräche des Meisters Meng K'ö, München 1994, S. 165 f.
- 27 Ebd., S. 167.
- 28 Ebd., S. 74.
- 29 Vgl. »Der Herr Charles«, I, 266 ff.



Anschrift der Autorin:
Dr. theol. Ursula Speckamp
Schubertstraße 4
79104 Freiburg